



LUCY DAWSON

**PFAD
DER
LÜGEN**

THRILLER

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Danksagung

Über die Autorin

Lucy Dawson ist eine britische Bestsellerautorin. Sie studierte Psychologie an der Warwick University, bevor sie eine Karriere als Redakteurin bei einem Magazin für Kinder begann. Inzwischen widmet sie sich ganz dem Schreiben von Romanen. Ihre Bücher wurden bereits in zahlreiche Sprachen übersetzt. *Pfad der Lügen* ist ihr sechster Roman. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in Exeter.

Pfad der Lügen | Lucy Dawson | Titel

Lucy Dawson

PFAD DER LÜGEN

Thriller

Aus dem Englischen von
Andreas Kasprzac

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2017 by Lucy Dawson

Titel der englischen Originalausgabe: »Everything you told me«
Originalverlag: Corvus, an imprint of Atlantic Books Ltd., London

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Sandra Lode, Speyer

Covergestaltung: Massimo Peter-Bille unter Verwendung von

Illustrationen © EA Given/shutterstock

eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-5426-3

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Pfad der Lügen | Lucy Dawson | Widmung

Für die Warwick-Mädchen, in Liebe

Kapitel 1

»Hey. Wachen Sie auf, bitte! Sie müssen jetzt aufwachen!«

Die Stimme des Mannes klingt merkwürdig fern. Ich versuche, zu tun, was er sagt, aber meine Augen fühlen sich an, als wären sie zusammengeklebt – als hätte ich gestern Abend beim Abschminken die Wimperntusche vergessen. Dennoch zwingen ich meine Lider auseinander und blinzle; unmittelbar vor mir befindet sich die verschwommene Form eines Kopfes, von hinten beleuchtet von einer kleinen, hellen Deckenlampe. Ich starre den Kopf benommen an und versuche, mich zu konzentrieren.

»Sie müssen aus dem Wagen steigen!«

Ich bewege mich – und sofort sagt mir ein scharfer Schmerz hinten im Nacken, an der Schädelbasis, dass es keine gute Idee ist, zu lange in einer bestimmten Haltung zu verharren. Ich liege unbequem quer über dem Rücksitz, meinen Kopf gegen die linke hintere Beifahrertür gedrückt, mein Kinn auf der Brust. Ich unternehme den Versuch, mich aufzusetzen, doch meine Hände greifen ins Leere, und ich rutsche noch ein bisschen weiter nach unten, bis es mir schließlich gelingt, mit der Rechten den Beifahrersitz vor mir zu packen, mich mit der Linken abzustützen und mich hochzuziehen. Mein Gott – einen so üblen Kater hatte ich seit fast zwanzig Jahren nicht mehr; damals war ich noch Studentin. Ich stöhne und reibe mir den Kopf, ehe ich verwirrt an mir hinuntersehe. Ich trage einen Schlafanzug, die Wachsjacke, die mein Mann gern meinen »Mumienmantel« nennt, und ein Paar alte Turnschuhe.

»Wo bin ich?« Meine Stimme klingt undeutlich. Ich lalle. Ich kann es hören. Ich kann es *fühlen*, als wäre meine Zunge eine fette, nutzlose Schnecke.

»Wir sind da.«

Ja, aber wo *ist* das? Ich schaue mich vollkommen orientierungslos um. Draußen ist es dunkel. Ich wende mich wieder dem verschwommenen Kopf zu.

»Sie müssen mich jetzt bezahlen.«

Er hat einen fremdländischen Akzent, den ich nicht zuordnen kann.

»Jetzt bezahlen Sie mich schon. Vierhundert Pfund.«

Hat er gerade *vierhundert Pfund* gesagt?

»In Ihrer Tasche.« Er deutet ungeduldig darauf.

Ich starre ihn begriffsstutzig an; mein Mund steht einen Spaltbreit offen. Er ist jung – erst Mitte zwanzig –, dünn, mit einer eingesunkenen Brust unter einem billigen, schmutzigen Pullover. Sein Haar ist dunkel und fettig, und sein Blick zuckt hin und her, während er unruhig auf sein Geld wartet. »Kommen Sie schon!« Er reibt Daumen und Zeigefinger aneinander und zeigt erneut auf meine Jacke.

Ich greife langsam in eine der Taschen, und zu meiner Überraschung hole ich ein stattliches Bündel fest zusammengerollter Geldscheine daraus hervor, mit einem Gummiband um die Mitte.

»Ah!«, ruft er zufrieden. Gehorsam halte ich ihm das Bündel hin, das er mir beinahe aus den Fingern reißt. Er streift das Gummiband ab und blättert rasch durch die Banknoten, ehe er murmelnd das Geld zählt. »Genau vierhundert Pfund. Danke Ihnen.« Er hebt die Hand und schaltet die Innenbeleuchtung aus.

Einen Moment lang bin ich blind. Dann beginnen sich meine Augen an die veränderten Lichtverhältnisse zu gewöhnen, und ich erkenne, dass es draußen langsam hell wird. Der Himmel ist stahlblau und geht dann – fast schon zu perfekt – erst in gelbe, dann in orangene Farbtöne über, als wäre das Ganze ein Airbrush-Kunstwerk. Mein Blick fällt auf die dunkle Linie des Horizonts, die sich durch das Orange zieht – hin zu einer weiten Fläche aus Indigoblau und Silber. Das Meer. Ich keuche verblüfft, als mir klar wird, dass wir auf einer Klippe stehen, die über einer Bucht aufragt. Die Flut ist da und rollt unermüdlich auf einen kleinen, offenen Strandabschnitt rechts von mir. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hügels steht ein großes Hotel; sämtliche Fenster im Erdgeschoss sind hell erleuchtet. Vermutlich ist das Personal gerade dabei, alles für den kommenden Tag vorzubereiten, solange die Gäste noch schlafen. Ich kenne diesen Ort, ich war hier schon, viele Male. Dies ist *unser* Ort. »Wir sind in Cornwall«, sage ich ungläubig. »Aber wie ...« Ich wirble hektisch herum und blicke aus dem Heckfenster. »Was zur Hölle mache ich in Cornwall?«, frage ich furchtsam.

Der Mann zuckt mit den Schultern. »Sie müssen jetzt aussteigen.«

»Aussteigen? Wie meinen Sie das? Ich habe keine Ahnung, was ich hier mache!« Ich greife in meine Jackentaschen. Sie sind komplett leer. Kein Handy, keine Schlüssel, keine Geldbörse. Wieder sehe ich mich gehetzt um, und allmählich steigt Panik in mir auf. »Wie bin ich überhaupt in Ihrem Wagen gelandet? Wo haben Sie mich abgeholt?«

Der Mann schaut mich neugierig an, als wäre er sich nicht sicher, ob das mein Ernst ist oder nicht.

»Ich war bei mir zu Hause, in Kent, richtig?«, frage ich ihn verzweifelt. »Ich war zu Hause. Ich weiß, dass ich zu Hause war ... Theo und Chloe!«, rufe ich dann plötzlich. »Meine Kinder! Wo sind meine Kinder?« Ich lehne mich nach vorn und packe ihn am Saum seines Ärmels.

Genervt schüttelt er mich ab. »Ich weiß nicht das Geringste. Ich hab Sie bloß hergefahren, so wie ich sollte. Und jetzt raus aus meinem Wagen!«

»Aber ...«

»Sofort raus!« Er beugt sich herüber und stößt die Hintertür auf. Dann gibt er mir einen Schubs. Ich falle halb aus dem Wagen, ehe meine Füße auf der weichen Erde landen und die kalte Luft mich mit einer solchen Wucht in den Magen trifft, dass ich mich übergeben muss.

»Nicht auf die Sitze!«, ruft der Mann wütend.

Einen Augenblick lang hänge ich da, und Speichel trieft von meinen Lippen, während ich versuche, wieder zu Atem zu kommen, doch er versetzt mir einen erneuten Stoß, fester diesmal – und ich stolpere ganz nach draußen, ehe ich mich unsicher aufrichte. Er zieht die Tür hastig hinter mir zu, dreht sich um, startet den Motor und braust davon. Es ist offensichtlich, dass er nichts dringlicher will, als so schnell wie möglich zu verschwinden. Ich schaue ihm hilflos nach; der Wind peitscht mir das Haar ins Gesicht und lässt meine Augen tränen, während ich vollkommen desorientiert auf der ungeschützten Hügelkuppe neben dem Küstenpfad stehe.

Ich begreife das alles nicht. Ich weiß genau, dass ich gestern Abend bei mir zu Hause ins Bett gegangen bin. Wie zum Teufel ist es möglich, dass ich mich jetzt am anderen Ende des Landes befinde?

Ich brauche Hilfe.

Ich versuche zu gehen, aber meine Beine scheinen nicht zu mir zu gehören, und nachdem ich einige Schritte in Richtung des Hotels getaumelt bin, stolpere ich auf dem unebenen Boden und lande auf den Knien. Die Feuchtigkeit des Grases sickert durch den dünnen Stoff meines Pyjamas, und als ich mich aufrapple, fühlt sich mein gesamter Körper sonderbar losgelöst von allem an. Beim Stehen wird mir schwindlig. Ich mache zaghaft einen weiteren Schritt, doch in meiner Benommenheit torkle ich irgendwie bloß auf den Rand der Klippe zu. »Scheiße!«, keuche ich entsetzt. Ich sollte mich lieber wieder hinsetzen, das Ganze ist zu gefährlich, ich könnte ...

»Stopp!« Eine drängende Stimme schallt durch die Luft, die meinen Kopf umweht, und ich schaue ruckartig über die Schulter. Ein Mann rennt so schnell auf mich zu, wie ihn seine Beine tragen. Ein Stück vor ihm läuft ein Hund, der die Ohren flach an den Kopf angelegt hat, während er in meine Richtung hetzt. Es ist ein Collie, und als er mich erreicht, fängt er an herumzutänzeln, bellt wie wild und kratzt mit seinen Pfoten schmerzhaft an meinen Beinen. Ich kreische instinktiv auf und weiche einen Schritt zurück ...

»Nicht!«, brüllt der Mann, und mit drei großen Sätzen ist er da, packt mich an den Armen und stößt mich unsanft zu Boden. Ich schlage mit solcher Wucht auf, dass mein Hinterkopf brutal auf die Erde kracht – und dann ist da bloß noch Stille.

»Hallo! Können Sie mich hören? Wie heißen Sie?«

Meine Augen gehen flackernd wieder auf. Eine Frau blickt mir besorgt ins Gesicht; sie ist mir sehr nah. »Sie ist wieder bei Bewusstsein. Wie ist Ihr Name?« Sie wartet, und mir wird klar, dass sie mit mir redet.

»Sally.« Mein Mund ist fürchterlich trocken, und die Anstrengung, laut zu sprechen, lässt mich husten. »Sally Hilman.«

In meinem Blickfeld taucht ein Mann neben ihr auf, den ich bislang nicht gesehen habe, und sagt: »Wir haben ihre Daten.«

Ich will mich aufsetzen, doch mehrere Hände schießen vor, um mich daran zu hindern.

»Versuchen Sie, sich nicht zu bewegen, Sally«, sagt die Frau freundlich. »Wir checken Sie eben kurz durch, wenn das okay ist? Um sicherzustellen, dass Sie sich nicht verletzt haben. Verhalten Sie sich bitte noch einen Moment lang ruhig. Ich bin fast fertig. Mein Name ist Marie, und das ist Paul. Wir sind Sanitäter.«

Ich habe einfach nicht die Kraft, mich zu widersetzen. Ich drehe benommen den Kopf zur Seite, und etwa zehn Meter entfernt kommen mehrere Paar Füße in Sicht. Mein Blick schweift die Beine empor, und ich sehe den Hundemann, der mit zwei Polizisten spricht. Sie stehen neben einem Streifenwagen, dessen Blaulicht blinkt, und einem Krankenwagen.

»Sie kniete auf dem Boden und hat gebetet ...«

Nein, ich habe nicht gebetet, ich war nach vorn gekippt.

»... dann stand sie auf und ging auf die Kante zu«, sagt der Mann eifrig; er hält eine stramme Leine, an deren Ende sein Hund immer noch aufgeregt herumhüpft. Warum hat er Tarnkleidung an, nebst dazugehörigem Hut? Er sieht aus wie ein Soldat, der seinem Vorgesetzten Bericht erstattet.

»... ich bin näher rangegangen und hab erkannt, dass sie weint. Vollkommen verzweifelt.«

Nein, das ist auch nicht richtig. Ich habe nicht geweint. Der Wind hat mir die Tränen in die Augen getrieben.

Niemand sagt etwas; sie überprüfen mich einfach weiter. Ich habe das doch nicht gerade alles laut gesagt, oder?

»Ich wusste sofort, dass irgendwas nicht stimmt, und ich rief ihr wiederholt zu, stehen zu bleiben«, sagt der Hundemann. »Ich hab ihr angesehen, was sie vorhat, darum bin ich *gerannt*, so schnell ich nur konnte, und hab sie zu Boden gerissen. Auf so was haben sie uns bei der Armee gedrillt. Dabei hat sie sich ein bisschen den Kopf angeschlagen, aber dann ist sie einfach irgendwie eingeschlafen. Es war seltsam. Sobald mir klar war, dass sie das Ganze nicht bloß spielt, hab ich ihre Arme losgelassen und Sie angerufen. Ich hab sie außerdem abgesucht, nur für den Fall, dass sie einen dieser EpiPens bei sich hat oder so ein ›Ich bin Diabetikerin‹-Armband trägt, aber sie hatte *überhaupt nichts* dabei, bloß diesen Brief.«

Meine Augen weiten sich. Ein Brief? Was für ein Brief? Wovon zum Geier redet der Kerl? »Bitte, ich muss nach Hause«, flehe ich und strecke meine Hand nach Maries Arm aus, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. »Meine Kinder ...«

»Wo sind Ihre Kinder, Sally? Ist jemand bei ihnen – oder sind sie allein?«

»Ihr Vater und meine Schwiegermutter sind bei ihnen.«

»Und wo wohnen Sie, Sally?«

Ich sage es ihr, und sie entgegnet in besänftigendem Ton: »Na, das ist doch wunderbar. Wir werden uns um alles kümmern. Alles kommt wieder in Ordnung ... Körperlich scheint sie in Ordnung zu sein.« Sie wendet den Blick ab; die letzten Worte gelten ihrem Kollegen.

»Sie verstehen nicht«, flüstere ich verzweifelt und fange an zu weinen. »Mein Sohn ist noch ein Baby. Er braucht mich.«

»... ich wusste, dass etwas nicht okay war, weil sie sich so merkwürdig verhalten hat und ständig Leute hierher kommen,

um zu springen.« Der Hundemann redet noch immer. »Ich hab einen Kumpel, der den hiesigen Rechtsmediziner kennt, und er sagt, dass unten am Strand jede Menge Körperteile angespült werden. Gliedmaßen und so«, fügt er inbrünstig hinzu.

Springen? Was redet der da? »Ich wollte nicht springen!«, erkläre ich Marie völlig verängstigt. »Ich wäre beinahe runtergestürzt, aber das war keine Absicht!«

»Schon okay, Sally. Sie müssen jetzt nichts sagen.«

»Aber ich wollte nicht springen! Nehmen Sie die Finger von mir!« Ich stoße ihre Hände weg und versuche, mich aufzurappeln. Sofort ist einer der Polizisten bei uns.

»Niemand wird Ihnen etwas tun. Wir sind hier, um Ihnen zu helfen«, sagt er in freundlichem Tonfall. »Wir sorgen dafür, dass Ihre Kinder versorgt sind. Sally, gemäß Paragraf 136 des Gesetzes zur psychischen Gesundheit muss ich Sie leider festnehmen.«

»Was?«, sage ich verängstigt. »Aber ich habe nichts verbochen!«

»Der Krankenwagen wird Sie fürs Erste auf die Wache bringen. Ich komme mit Ihnen – das Revier ist nicht weit von hier, und dort kümmern wir uns dann um alles, in Ordnung? Keine Sorge. Alles wird gut.«

»... wie auch immer, hier ist ihr Abschiedsbrief. Ich hab ihn in der Innentasche ihrer Jacke gefunden – gut verstaut. Ich glaube, er ist für ihren Ehemann bestimmt. Sehen Sie?« Der Hundemann deutet auf einen kleinen Papierfetzen, den der andere Polizist gerade liest. »Sie ist definitiv verheiratet, denn sie trägt einen Ring.« Er wirkt, als sei er sehr zufrieden mit sich selbst und stolz auf seine Kombinationsgabe. »Sein Name ist Matthew.«

Mein Mund klappt auf. »Mein Mann heißt *tatsächlich* Matthew«, sage ich aufgeregt zu dem anderen Polizisten. »Aber ich habe keinen Abschiedsbrief geschrieben, das schwöre ich! Ich bin gestern Abend daheim in Kent zu Bett gegangen. Ich habe darauf gewartet, dass mein Mann nach Hause kommt, und dann bin ich hier auf dem Rücksitz eines Taxis aufgewacht.«

»Und Sie können sich an nichts erinnern, was dazwischen passiert ist?«, fragt Marie vorsichtig. »An rein gar nichts?«

»Nein«, sage ich mitgenommen; es laut auszusprechen macht es irgendwie noch schlimmer. »Ich hatte gestern einen wirklich miesen Tag, und unmittelbar bevor ich ins Bett gegangen bin, habe ich mich mit jemandem gestritten, aber ich *bin* ins Bett gegangen. Da bin ich mir ganz sicher, weil ich mich nicht gut gefühlt habe; ich hatte ein paar Drinks, und weil ich normalerweise so gut wie nichts trinke, wurde mir davon richtig flau im Magen ... Ich muss einfach eingenickt sein – aber was mache ich jetzt *hier*?« Wieder schaue ich mich ungläubig um.

»Sie können sich nicht erinnern, wie Sie hierher gelangt sind, aber Sie sind sich sicher, dass Sie nicht hier sind, um zu springen?«

»Ja, natürlich! Also, jedenfalls *glaube* ich, dass ...« Ich breche verwirrt ab. »Hatte ich wirklich einen Brief in meiner Tasche? Kann ich ihn sehen?«

Man hält mir einen kleinen Papierfetzen vor die Nase. Die Hand des Polizisten verdeckt das meiste davon, doch ich kann die erste Zeile ausmachen.

Matthew.

Ich will das nicht mehr länger.

Mein Herz setzt einen Schlag aus – das ist meine Handschrift. Ich schaue mich verwirrt um. Gestern Abend bin ich in meinem

Haus zu Bett gegangen, zweihundertfünfzig Meilen von hier entfernt, und jetzt befinde ich mich auf einer Klippe in Cornwall und halte einen Abschiedsbrief in Händen, den ich selbst verfasst habe.

Was zur Hölle ist passiert? Wie konnte ich die letzten zehn Stunden meines Lebens verlieren?

Zwei Tage zuvor

Kapitel 2

»Ssssch«, raunte ich beruhigend und wiegte den warmen, kleinen Körper, den ich an mich gedrückt hielt, während wir unter dem Dunstabzug standen, der mit voller Leistung lief. Die gerunzelte Stirn meines sechs Monate alten Sohnes entspannte sich ein wenig, und als er endlich fester einschlummerte, schien er in meinen schmerzenden, verkrampften Armen noch schwerer zu werden. Doch zumindest schlief er jetzt, und dafür dankte ich Gott. Ich warf einen Blick auf die Küchenuhr. 13.37 Uhr. Ich hatte ihn gerade fast anderthalb Stunden lang geschaukelt, und in kaum einer Stunde musste ich ihn schon wieder in seinen Babysitz im Auto schnallen, um Chloe von der Vorschule abzuholen. Der Tag war bereits so gut wie gelaufen. Ich schaute mich verzweifelt in der Küche und in der Spielecke um. Es sah aus, als hätte jemand die Tür aufgestoßen, hier drinnen den Inhalt einer Kiste Abfall ausgeschüttet und wäre dann wieder abgehauen. Ich schloss für einen kurzen Moment die Augen. Fast sofort begann mich die sirupartige Flut des Schlafs zu umfassen, und leicht schwankend schlug ich die Lider hastig wieder auf.

Bedauerlicherweise war das Chaos immer noch da. Auf dem Läufer neben der Milchpumpe stand ein Fläschchen Nurofen, das auf Theos Spieldecke eine kleine rosa Pfütze hinterlassen hatte. Auf dem Küchentisch türmte sich ein Haufen feuchter Wäsche, die darauf wartete, auf den Ständer neben dem Herd gehängt zu werden; der Ärmel von einem von Matthews sauberen Hemden lag auf einem vollgekrümelten Teller, der es seit dem Frühstück nicht in den Geschirrspüler geschafft hatte.

Unappetitlicher Weise taute gleich daneben eine pinkfarbene Tupperdose mit orangestichiger Spaghetti Bolognese für Chloes Abendessen auf, zusammen mit zwei Schälchen lange vergessener und unlängst im Gefrierfach entdeckter, verschrumpelter Blaubeeren, von denen die eine Hälfte noch essbar und die andere für den Abfall bestimmt war, da die Beeren, die ich gekostet hatte, so sauer gewesen waren, dass nicht mal ich sie runterbekam.

Matthew betrat die Küche, um seine verspätete Mittagspause zu machen, und schaute bestürzt drein, als er mich mit Theo auf dem Arm unter dem Dunstabzug stehen sah. »Kann ich mir ein Sandwich machen?«, flüsterte er. »In zehn Minuten steht schon das nächste Telefonat an.«

Ich seufzte innerlich, nickte aber und ging vorsichtig zum Sofa in der Spielecke rüber. Ich hielt den Atem an und setzte mich behutsam. Doch in der Sekunde, in der mein Hintern das Polster berührte, regte sich Theo unruhig und begann, sich die Augen zu reiben.

Ich stand rasch wieder auf und wiegte ihn weiter, während ich verfolgte, wie mein Mann mit verdrossener Miene den Inhalt des Kühlschranks inspizierte. Die volle Mülltüte, die schon seit dem Frühstück an der Küchenwand lehnte, kippte etwas zur Seite, worauf er sich gedankenverloren bückte und sie wieder gerade rückte. Ich hatte ihn bereits zweimal darum gebeten, den Müll rauszubringen; der ganze Raum roch davon ranzig und fischig, doch ich spürte instinktiv, dass jetzt nicht der richtige Moment war, ihn ein drittes Mal danach zu fragen. Matthew hatte in den letzten Tagen ziemlichen Stress gehabt; eine Werbekampagne, an der sein Team seit Monaten arbeitete, stand kurz davor, vom Klienten abgesegnet zu werden, was dann aber in letzter Minute doch nicht geschah. Ich brauchte

mich nicht danach zu erkundigen, ob der Deal mittlerweile in trockenen Tüchern war; seine grimmige Miene verriet mir alles, was ich wissen musste.

Ich blickte auf meinen Sohn hinab und war so bis auf die Knochen erschöpft, dass ich erneut für eine Sekunde die Augen schließen musste. Wenn er doch nur irgendwo anders schlafen würde, als *auf* mir ... oder wenn er zumindest *überhaupt* schlafen würde. Auch das geht vorüber, betete ich mir selbst innerlich zum tausendsten Mal vor. Und da er mein zweites Kind war, wusste ich, dass das sogar stimmte. Als Chloe geboren wurde, hatte ich das Gefühl gehabt, als hätte man mir einen grausamen Streich gespielt; alle wussten, was kommen würde, doch niemand hatte mir gesagt, dass *ich nie wieder ruhig schlafen können würde*. Doch du meine Güte, damals hatte ich ja keine Ahnung gehabt, was es tatsächlich bedeutet, ein Baby zu haben, das praktisch nicht schläft. Und dann kam Theo.

Ich atmete tief durch und öffnete die Augen gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Matthew den restlichen Käse aufschneiden wollte. Ich eilte hinüber. »Könntest du den bitte für Chloe lassen?«, keuchte ich. »Für ihr Abendbrot?«

Matthew legte das Messer beiseite. Ich sah, wie ein Muskel in seinem Kiefer zuckte, als er sich zu mir umdrehte und freundlich fragte: »Was soll ich denn sonst essen? Scheint, als hätten wir abgesehen davon bloß noch Senf und eine Zucchini im Haus.«

»Ich weiß. Tut mir leid. Morgen kommt der Lieferservice. Im Schrank sind noch Bohnen.«

»Die hatte ich schon gestern zu Mittag. Vergiss es.« Er wollte sich an mir vorbeischieben.

»Bevor du gehst, könntest du *bitte* den Müll rausbringen?«, sagte ich hastig; mit einem Mal konnte ich den Gestank nicht

länger ertragen.

Er biss die Zähne zusammen, bückte sich jedoch und hob den Beutel auf. Beim Rascheln des Plastiks regte sich Theo im Schlaf, warf ein Fäustchen zur Seite und zog dann seine überraschend scharfen kleinen Fingernägel über meine Wange, ehe er zusammenzuckte und dann wieder ruhig dalag. Matthew und ich erstarrten und warteten ... doch dann öffnete unser Sohn flatternd die Augen. Er blinzelte, schaute sich überrascht um und fixierte mich dann mit seinen dunklen Augen.

»Oh, gottverfluchte Scheiße«, stöhnte ich.

»Ist es wirklich nötig, vor Theo so zu fluchen?«, sagte Matthew sofort. Natürlich hatte er damit recht, doch es mir so auf die Nase zu binden, war nicht unbedingt hilfreich. »Ich hätte den Müll einfach später rausgebracht«, fügte er, gleichermaßen unnötig, hinzu.

»Wenn du es gleich nach dem Frühstück gemacht hättest, als ich dich zum ersten Mal darum gebeten habe ...« Ich schluckte den Köder.

»Genau. Es ist allein meine Schuld, dass er aufgewacht ist. Natürlich. Tut mir leid ... Was zur Hölle ist das?« Matthew ließ seinen Blick resigniert über den Fußboden schweifen, ehe er sich bückte und das Klebeband berührte, mit dem ich notdürftig den Spalt im Linoleum geflickt hatte. »Na, wunderbar, die Tüte ist überall gerissen.« Er richtete sich wieder auf. »Vermutlich ist es nicht unbedingt die cleverste Idee, den Müll *genau* auf diese blöde Stelle zu stellen.«

»Sind die Bodenbelagsmuster, die du bestellen wolltest, schon da?«, schoss ich zurück.

Er sah mich einen Moment lang nachdenklich an. »Ich denke, du kennst die Antwort darauf. Ich bin noch nicht dazu

gekommen, mich darum zu kümmern. Ich weiß, dass du erschöpft bist, Sal. Wir *alle* sind erschöpft, aber ...«

»Na ja, vermutlich nicht ganz so sehr wie ich.« Ich konnte es mir einfach nicht verkneifen.

»Ich hab dir angeboten, nachts auch mal aufzustehen.«

»Ich weiß, aber wir haben uns darauf geeinigt, dass ich mich um das Kind kümmere, weil du tagsüber arbeiten musst.« Sofort kam mir sein in der Luft hängender Auftrag wieder in den Sinn. Ich erinnerte mich daran, wie besorgt er deswegen war, biss mir auf die Zunge und rieb mir müde die Augen. »Und das ist okay so. Mir macht das nichts aus. Ehrlich nicht.«

»Na ja, ich hab auch gesagt, dass ich mich jeden Abend für ein paar Stunden hier unten um ihn kümmern kann, damit du dich etwas ausruhen kannst, aber das willst du ja auch nicht.«

»Doch nur, weil ich glaube, dass es einfacher für mich ist, ihn oben zu versorgen. Außerdem kannst du es dir im Augenblick beim besten Willen nicht leisten, übermüdet am Schreibtisch zu sitzen – nicht so, wie die Dinge in deinem Job gerade laufen. Sobald sich die Lage wieder etwas beruhigt hat, nehme ich dein Angebot ja vielleicht doch an.« Ich versuchte zu lächeln, auch wenn es sich ungewohnt verkrampft anfühlte. Ich brachte es zwar nicht übers Herz, das zu sagen, aber Matthew war vollkommen unfähig, Theo zum Einschlafen zu bringen; er schleppte ihn unbeholfen durch die Gegend wie einen Sack Kartoffeln, was Theo bloß zum Weinen brachte und bedeutete, dass ich oben lag und ohnehin keine Ruhe fand, bis ich mich des Kleinen selbst annahm, und damit war das Thema erledigt. So war es bei Matthew und Chloe auch gewesen; er kam einfach nicht richtig mit ihr klar, bis sie ungefähr zwei war. Das war nicht allein seine Schuld, aber so war es nun mal.

»Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen.« Damit schnitt Matthew ein mittlerweile ziemlich ausgelutschtes Thema an, das jedes Mal aufs Neue in einer Sackgasse endete. »Wir brauchen Hilfe. Wie wär's mit einem Au-pair-Mädchen? Ein Kollege auf der Arbeit meinte, das hätte ihr ganzes Leben von Grund auf verändert.«

Theo fing an zu quengeln, und ich wiegte ihn ein bisschen schneller. »Ich glaube nicht, dass ich mir zu allem Überfluss auch noch die Verantwortung für irgendeine sechzehnjährige Französin aufhalsen will, die hier im Gästezimmer wohnt und zu Gott weiß welcher späten Stunde nach Hause kommt. Und wo sollten dann deine Mutter oder meine Eltern schlafen, wenn sie uns besuchen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, was wir sonst machen sollen. Aber so, wie die Dinge momentan laufen, geht es nicht weiter. Für mich ist das alles auch nicht einfach, weißt du? Ich meine, in dieser Situation zu Hause zu arbeiten. Schließlich ist es ja nicht so, als würde ich nicht ebenfalls aufwachen, wenn er nachts schreit. Denn das tue ich. Ständig.«

Ich starrte ihn an, als der Funke des drohenden Streits wieder aufflammte, und merkte, wie ich allmählich richtig wütend wurde. »Dir fällt es also schwer zu schlafen, während du im Gästezimmer im Bett liegst und ich im wahrsten Sinne des Wortes stundenlang mit Theo in seinem Zimmer hin und her laufe und ihn wiege, damit er sich wieder beruhigt? Wow. Tut mir echt leid, das zu hören. Das muss wirklich schrecklich für dich sein.«

»Und sobald ich mal wach bin, schlafe ich nur schwer wieder ein.« Falls er verstand, worauf ich damit hinauswollte, ließ er es sich nicht anmerken.

»Weißt du ...«, sagte ich leichthin, »letzte Nacht habe ich – insgesamt – dreieinhalb Stunden geschlafen.«

Er verdrehte die Augen. »Okay. Vergiss es.« Dann warf er einen Blick auf seine Uhr. »Tja, das war doch mal eine spaßige Mittagspause.« Er hob die Mülltüte wieder auf und ging zur Tür.

»Ich weiß, dass momentan alles ziemlich bescheiden läuft, Matthew. Glaub mir, das weiß ich«, sagte ich, unvermittelt von neuer Energie erfüllt. »Ich meine, schau mich doch nur mal an!« Mit einem Nicken wies ich auf meine mit Erbrochenem besudelte Schwangerschaftshose und das formlose T-Shirt, das sich merklich über meinem rundlichen Unterleib spannte. Erst heute Morgen hatte Chloe mit dem Finger in meinen Bauch gepiekt und gemeint: »Du hast aber immer noch eine ganz schöne Kugel, Mummy.« Dann fragte sie mit nicht eben glücklicher Miene: »Da ist doch nicht noch ein Baby drin, oder?«

Matthew hielt inne, sagte aber nichts.

»Ich glaube, das ist die Stelle, an der du sagen musst: ›Sei nicht albern, du siehst doch großartig aus!‹« Ich versuchte erneut zu lächeln.

Sein Geschäftshandy brummte in seiner Hosentasche. Er holte es heraus und starrte aufs Display. »Oh, verpiss dich einfach und lass mich in Ruhe ...« Er schaute auf. »Nicht du – dieser Penner ...« Dann sagte er: »Du hast vor sechs Monaten ein Baby bekommen und kriegst praktisch null Schlaf. Was erwartest du?«

Diese ausgesprochen ungalante Antwort versetzte mir einen Stich, doch ich bemühte mich, meine Enttäuschung im Zaum zu halten. »Ich dachte, wir wollen nicht vor Theo fluchen? Was ich zu sagen versuche, ist, ja, es ist blöd, aber wir müssen noch

einen Monat oder so durchhalten, bis er alt genug ist, dass ich Einschlafübungen mit ihm machen kann.«

»Noch einen Monat?« Er sah mich niedergeschlagen an. »Um ehrlich zu sein, weiß ich nicht mal, wie wir so bis zum Ende der *Woche* durchhalten sollen. Sag mal, warum steht da eigentlich das Nurofen? Ist er schon wieder krank?«

Ich zögerte. »Nein«, gab ich schließlich zu. »Ich dachte einfach, es wäre einen Versuch wert.«

»Wir können ihn nicht einfach mit Medikamenten vollstopfen!«

»Es hat ja sowieso nicht funktioniert. Ich dachte, wenn ...«

Doch Matthew hatte bereits das Interesse an dem verloren, was ich gerade sagte, und rümpfte stattdessen die Nase. »Himmel. Das stinkt. Aber echt. Ich muss jetzt *wirklich* wieder an die Arbeit gehen. Und vergiss nicht, dass ich morgen früh um acht einen Gesprächstermin habe«, rief er, als er die Vordertür erreichte. »Du musst also beide Schulfahrten übernehmen.«

»Ich weiß«, sagte ich mit leiser Stimme. »Ich kann's kaum erwarten.«

»Ich muss *los*, Sal.« Er klang genervt. »Wenn ich es nicht schaffe, diesen Auftrag bis Ende der Woche an Land zu ziehen, verliere ich noch meinen verfluchten Verstand.«

»Also, wirklich! Könntest du *bitte* aufhören, zu fluchen? Niemand versucht, dich von der Arbeit abzuhalten, Matthew. Ich schwör's. Ich versuche, dir so viel Raum zu lassen, wie ich nur kann, ob du's glaubst oder nicht.« Theo begann, heftiger zu protestieren, vermutlich, weil er die zunehmende Anspannung ebenfalls spürte, darum ging ich rüber zum Wasserkocher, um ihm ein Fläschchen zu machen.

»Das ist das Einzige, was ich momentan tue – arbeiten«, fuhr Matthew fort. »Ich arbeite, und ich helfe dir mit den

Kindern, und ich gehe zum Sport. Das ist alles.«

Ich konnte mich nicht einmal dazu durchringen, auf so eine lächerliche Aussage überhaupt zu reagieren. Im letzten *halben Jahr* hatte ich keine fünf Minuten für mich. Unvermittelt erstarb die Flamme der Energie in meinem Innern, und mit einem Mal wollte ich mir nur noch ein Loch suchen, reinklettern und hundert Jahre lang schlafen. Matthew schaute schweigend zu, wie ich Theo wiegte, ehe er sich ohne ein weiteres Wort umdrehte und den Raum verließ. Ich hörte, wie er draußen im Flur seine Schuhe anzog, bevor Sekunden später ein bitterkalter Luftzug durch die Küche pff, als er die Vordertür offen ließ.

Zitternd rief ich ihm beinahe nach, die Tür zuzumachen, doch ich war es leid, mich zu streiten, und hielt den Mund. Stattdessen platschten ein paar dicke Tränen auf Theos flaumigen Kopf, sodass er überrascht zu mir aufschaute. Ich wischte die Tränen behutsam fort. »Tut mir leid, mein kleiner Schatz.« Ich versuchte zu lächeln. Er musterte mich einen Moment lang und schenkte mir dann ein breites, zahnloses Grinsen, ehe er erneut mit seiner kleinen Faust nach mir schlug. Ich fing sie ab und küsste sie, während mir weitere Tränen in die Augen stiegen und meinen Blick verschwimmen ließen. »Keine Sorge, Theo«, flüsterte ich. »Mummy ist bloß ein bisschen müde. Das ist alles.«

Er fing an, an seiner Faust zu nuckeln, und ich streckte die Hand aus, um das Radio anzuschalten. Die Stille war nicht gut; sie lastete zu schwer auf dem Haus. Als Chloe in Theos Alter gewesen war, half mir das Radio sehr gegen die Einsamkeit, die es mit sich brachte, tagsüber so häufig zu Hause zu sein. Allerdings lebten wir damals natürlich noch in unserer zwar winzigen, aber makellosen Wohnung in London. Jetzt betrachtete ich verzweifelt die hässliche, mattrosafarbene

Streifentapete, auf die ich hoffnungsvoll drei verschiedene Farbproben gepinselt hatte, als wir vor acht Monaten hier einzogen und ich noch schwanger war. Die Kleckse waren noch da, doch sonst hatte sich nichts verändert.

Während ich Theo wiegte, begann der Wasserkocher zu blubbern. Sobald sich die Sache mit seinem Schlafen geklärt hatte, würde ich das Projekt »Hausrenovierung« wieder ganz oben auf meine Agenda setzen. Bei dem Gedanken an eine neue Dusche, aus der das Wasser schwungvoll hervorschoß, statt bloß zu tröpfeln, besserte sich meine Laune schlagartig. Dann noch überall Laminat rein, diese grässlichen gemusterten Teppiche raus ... ebenso die Deckenapplikationen ... ein Holzofen im Wohnzimmer ... eine Haustür, die nicht komplett aus Milchglas bestand, mit einem ordentlichen Griff anstatt mit einem Riegel, der mit Vorliebe die Daumen und Zeigefinger der Person häutete, die ihn zu schließen versuchte. Und auch keine pinken Samtvorhänge mehr, oder braune Küchenfliesen mit orangefarbenen Obstkörben darauf.

Und definitiv nichts mehr, das von Klebeband zusammengehalten wurde – das galt auch für Matthew und mich. Ich wollte, dass die Dinge wieder so wurden, wie sie vor Theos Geburt waren. Ich hasste das ständige Gekeife und Gezanke, das diese Phase, wenn man ein Baby hatte, irgendwie automatisch mit sich zu bringen schien. So waren wir sonst überhaupt nicht. Darüber hinaus hatte ich die Mehrarbeit, die es machte, statt einem zwei Kinder zu haben, gewaltig unterschätzt, während ich außerdem praktisch unter Hausarrest stand und verzweifelt versuchte, Theo so etwas wie einen Tagsüber-Schlafrhythmus beizubringen. Das Leben kam mir ein wenig so vor, als würde ich an einem Milgram-Experiment teilnehmen. Wer würde zuerst kapitulieren, ich oder Matthew?

Womöglich würden wir uns am Ende gegenseitig an die Gurgel gehen. Ich nahm mein Handy zur Hand, das Einzige, was mich noch mit der Außenwelt verband, und googelte gedankenverloren »Studien über die Auswirkungen kleiner Kinder auf glückliche Ehen«. An erster Stelle bei den Ergebnissen kam »Sind Scheidungen schlecht für Kinder?«, gefolgt von »Die rechtlichen Folgen einer Scheidung«. Das machte es irgendwie auch nicht besser. Ich legte mein Telefon wieder beiseite, während sich der Wasserkocher mit einem Klicken abschaltete und im Radio »It Must Have Been Love« von Roxette gespielt wurde.

Oh, Gott, nein! Ich stöhnte und eilte zu dem Apparat hinüber, um etwas Fröhlicheres einzustellen, aber es war zu spät. Als wäre ich nicht schon niedergeschlagen genug, versetzte mich der Song mit Macht zurück in die Vergangenheit. Damals war ich achtzehn und machte bei strahlendem Sonnenschein zusammen mit meinem langjährigen Freund von zu Hause, Joe, die Landstraßen unsicher. Jener Sommer war voll von sorglosem Lachen gewesen; von Herumfahren mit weit offenen Fenstern ... von Fisch und Chips am Strand, während über dem Meer die Sonne unterging. Doch das war eine Ewigkeit her. Da war ich noch grün hinter den Ohren.

»Auch das geht vorbei.« Ich schloss die Augen. »Auch das geht vorbei ...«

Als sie von der Vorschule nach Hause kam, sah die arme, kleine Chloe genauso mitgenommen aus wie ich. Sie hockte sich schweigend aufs Sofa, um sich auf dem iPad *Sarah & Duck* anzusehen, während ich das Abendessen zubereitete.

»Mit wem hast du heute gespielt?«, fragte ich sie über Theos Gebrabbel hinweg, der in seiner Babywippe saß, und wuselte in

der Küche umher, um Nudeln zu kochen.

»Mit Amy«, sagte Chloe, ohne ihren Blick vom Bildschirm abzuwenden. »Und mit Harry. Ben hat Harry mit einem Stück Eisenbahnschiene auf den Kopf gehauen.«

»Absichtlich?« Ich versuchte, mich darauf zu konzentrieren, zusammen mit dem Käse nicht auch meine Finger zu raspeln.

»Nein. Er hat nicht hingeguckt, als er es gemacht hat. Harry hat geheult. Und ich war traurig, weil Harry doch mein bester Freund ist. In der Baugruppe hat er versucht, mich zu umarmen.«

»Okay.« Ich strich den geriebenen Käse zusammen und gab ihn in eine kleine Schüssel. »Na ja, wenn so was ist, musst du einfach nur sagen: ›Danke, aber ich möchte im Moment nicht umarmt werden.«

»Aber ich fand's schön«, sagte sie und schaute überrascht auf. »Könnte ich den Käse bitte nicht *auf* meinen Spaghetti kriegen?«

»Bin schon dabei«, versprach ich lächelnd, während ich mir im Geiste eine Notiz machte, Matthew später von den Umarmungen mit Harry zu erzählen.

»Möchtest du, dass Harry rüberkommt, um mir dir zu spielen, was meinst du?«, fragte ich Chloe, als ich beide Kinder nach dem Abendessen badete. Theo wand sich wie wild im Wasser, während ich ihn fest unter einem Arm hielt und mit meiner freien Hand versuchte, die verkrusteten Süßkartoffeln abzuwaschen, die zwischen seinen Fingern klebten. Chloe goss etwas Wasser aus einer rosaroten Plastikteekeanne in die Wanne und sagte mit Bestimmtheit: »Nur, wenn er nicht wieder Fangen spielen will. Ich mag's nicht, wenn er und Ben mich und Amy fangen wollen. Sie ziehen uns dabei immer an den Kapuzen.«

»Wer macht das?« Matthew tauchte im Türrahmen auf, beugte sich vor und reichte mir das Badetuch, das ich bereits vorsorglich auf dem Boden ausgebreitet hatte, während ich den tropfnassen Theo aus der Wanne hob.

»Könntest du das Handtuch bitte wieder hinlegen?«, sagte ich, zwang mich zu einem Lächeln und versuchte, nicht verärgert zu klingen. Theo, der nackt und kalt mitten in der Luft hing, begann entrüstet zu brüllen, was Chloe kurz anschauen ließ. »Ich glaube, er hat Hunger, Mummy«, stellte sie richtigerweise fest und wandte sich dann wieder ihrer Teekanne zu.

Matthew warf das Badetuch achtlos wieder auf den Boden. »Macht es dir was aus, wenn ich heute Abend ins Fitnessstudio gehe?«

Ich legte Theo hin und wickelte ihn in das Tuch, so gut ich konnte.

»Natürlich lese ich Chloe vorher eine Geschichte vor.«

»Ich will aber, dass Mummy mir vorliest«, wandte Chloe rasch ein.

»Mummy hat dafür heute keine Zeit«, sagte Matthew abweisend. »Sie muss Theo füttern. Also, *wer* hat dich an der Kapuze gezogen?«

»Harry. Aber das gehörte zum Spiel. Ich möchte jetzt aus der Wanne.« Sie stand auf. »Ich will nicht heiraten, Mummy. Ich will hier bei euch leben, bei dir, Daddy und Theo.«

Ich schaute besorgt zu ihr auf. Dasselbe hatte sie zwei Tage zuvor schon einmal gesagt. Offensichtlich rächten sich jetzt die ganzen Disney-Filme, die sie sich seit Theos Geburt quasi rund um die Uhr ansah. »Du brauchst nicht zu heiraten, Liebes. Nicht, wenn du das nicht möchtest.«

»Aber vielleicht willst du ja mal eine eigene Wohnung haben«, warf Matthew ein.

Chloe und ich starrten ihn an. Chloes Unterlippe begann zu zittern, und ich sagte ungläubig: »Also, wirklich, Matthew! Sie ist vier! Was Daddy damit meint, ist ...« Ich griff nach ihrem Badetuch und wandte mich ihr wieder zu. »...*natürlich* kannst du bei uns wohnen. So lange du willst.«

Sie kletterte aus der Wanne, und als ich das Badetuch um sie schlang, kuschelte sie sich an mich. »Kannst du mir bitte vorlesen, Mummy?«

»Aber klar!« Ich strahlte, während Theo sich wie wild die Augen rieb und dann ein schrilles, verärgertes, hungriges Heulen anstimmte. Matthew machte eine hilflose Geste. »Ich sagte doch, ich mach das! Sie wird's überleben!«

»Nein!« Chloes Augen begannen sich mit müden Tränen zu füllen.

»Geh du einfach zum Sport«, sagte ich hastig, bemüht, die Situation zu entschärfen. »Ich regle das schon.«

»Du musst mich unterstützen, wenn ich etwas sage, Sally«, erwiderte Matthew gereizt. »Ich sagte, ich lese vor. Da ist es wenig hilfreich, wenn du dich einmischst, mir in den Rücken fällst und ...«

»Könnten wir das vielleicht später diskutieren?«, sagte ich mit einem fröhlichen, warnenden Lächeln. Chloe schaute unsicher zwischen uns hin und her, und Matthew schüttelte den Kopf.

»Dann bis später.« Er drehte sich um und ging, ohne den Kindern einen Gutenachtkuss zu geben.

»Also! Wo sind eure Pyjamas?« Ich lächelte heiter und versuchte, die beiden so schnell wie möglich bettfertig zu

machen. »In Ordnung, Theo. Ich hab die Botschaft verstanden. Bettzeit!«

Nachdem ich ihnen schließlich eine Geschichte vorgelesen, Chloe etwas vorgesungen, Theo gefüttert und ihn so lange in den Armen gehalten hatte, bis ich ihn in die Wiege legen konnte, ohne dass er davon aufwachte, um mich anschließend in die relative Sicherheit des Flurs hinauszuschleichen, war es acht Uhr abends. Ich kam schier um vor Hunger. Ich ging runter in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Am Ende entschied ich mich trotzdem bloß für Müsli. Sollte Matthew nachher, wenn er heimkam, die Fischstäbchen, die Pommes und die Zucchini essen, wenn er wollte. Tatsächlich konnte ich mir im Hinblick auf seinen lächerlichen »Vielleicht willst du ja mal eine eigene Wohnung haben«-Kommentar von vorhin noch mehrere andere Dinge vorstellen, die er mit der Zucchini machen konnte.

Mit einem Mal zu erschöpft, um auch nur die Milch rauszunehmen, schloss ich den Kühlschrank wieder und ließ mich auf einen der Küchenstühle sinken, um mich einen Moment lang auszuruhen. Ich stützte den Kopf in die Hände. Alles, was ich hörte, war die Schlafhilfe, die wir gekauft hatten; über das Babyfon konnte ich das träge Rauschen des Geräts in Theos Zimmer vernehmen, doch gnädigerweise war Theo selbst still. Seine Schlafzyklen wurden trotzdem immer kürzer – vermutlich blieb mir allenfalls eine halbe Stunde, bis er wieder aufwachte. Allmählich grenzte das Ganze an Folter. Ich liebte Theo, das tat ich wirklich. Doch ganz gleich, wie wundervoll er war, ich brauchte dringend eine Pause. Ich hatte ihn vierundzwanzig Stunden am Tag am Hals. Langsam fing ich an durchzudrehen.

Ich atmete tief durch und hob gerade rechtzeitig den Kopf, um eine riesengroße Spinne ohne Hast an mir

vorbeimarschieren zu sehen, ungefähr drei Zentimeter von meinem Fuß entfernt.

»Ach du Scheiße!«, keuchte ich und sprang auf, während ich mich gehetzt nach etwas umsah, womit ich das Vieh einfangen konnte. Zum Glück stand ein leeres Glas auf dem Tisch, das Matthew nicht weggeräumt hatte. Als wüsste die Spinne genau, was ich vorhatte, zog sie ihre Beine ein wenig ein und verharrte reglos auf dem Linoleum. Ich war mir zwar nicht sicher, ob das Glas groß genug war, aber ich hatte nichts anderes zur Hand. Du liebe Güte – dieses Ding war *gewaltig*. Ich atmete zweimal kurz aus, um mir selbst Mut zu machen, und sagte leise »Iiiii«, als ich mich der Spinne näherte und langsam meinen Arm ausstreckte – doch sobald sich das Glas senkte, krabbelte das Mistvieh davon, auf das Spielzeug in der Kinderecke zu. Sofort stellte ich mir vor, wie das Biest aus einer Kiste mit Legosteinen auftauchte, während Chloe damit spielte. Ich stellte das Glas hin, umrundete den Tisch und schnappte mir stattdessen Chloes Steckenpferd Penelope, das auf dem Teppich lag. Die Spinne versuchte erneut zu fliehen, und mit einer Schnelligkeit, von der ich nicht ahnte, dass ich dafür überhaupt noch die Energie besaß, schwang ich das Kopfbende herum, packte den Stiel des Pferdes und schlug wie wild auf die Spinne ein. Wenig hilfreich, wieherte Penelope laut und gab dann ein Trabgeräusch von sich, doch ich war so entschlossen, die Sache zu Ende zu bringen, dass ich einfach immer weiter zuschlug. Erst nach einigen Sekunden des Schlagens, Wieherns und Trabens hielt ich schließlich – ein wenig außer Atem – inne und hob das Pferd in die Höhe, um die bedauernswerte und jetzt ziemlich tote Spinne auf dem Boden zermatscht zu sehen. Also verwendete ich Penelope nun kurzerhand als Kehrbesen, fegte den zerschmetterten Spinnenkadaver zur Vordertür und raus auf die

Schwelle, bevor ich die Tür wieder schloss und kraftlos auf den Teppich sank.

Wie zur Hölle hatte ich das alles hingekriegt, ohne Theo zu wecken? Ich atmete erleichtert auf, ehe mir mit einem Blick auf das Steckenpferd klar wurde, wie albern ich gerade aussehen musste. Ich lächelte, und dann lachte ich laut auf. Was war ich nur für ein Schwachkopf! Dann jedoch schossen mit gleichzeitig Tränen in die Augen, und ich erkannte, dass ich weinte. Benommen bemühte ich mich, mich wieder unter Kontrolle zu bekommen, und griff in die Tasche, um ein Taschentuch und mein Handy hervorzuholen.

Hey. Wie steht's? Ich begann, Liv eine Nachricht zu schreiben. Drehe hier langsam am Rad ... Hab grade mit einem Spielzeugpferd eine Riesenspinne im Haus erledigt. Würde anrufen, aber dann wacht Theo auf. Dieses Baby macht mich fertig. Morgen quatschen? xxx

Wie aufs Stichwort hörte ich, wie Theo zu wimmern begann. Seufzend drückte ich auf »Senden« und ging dann nach oben.

Matthew war wieder da und verspeiste auf dem Sofa vor dem Fernseher gerade eine frisch zubereitete Portion Pasta, als ich um zehn nach neun mit dem Babyfon in der Hand ins Wohnzimmer trottete.

»Oh, danke, dass du mir was zu Essen gemacht hast«, sagte ich mit einem dankbaren Nicken in Richtung seiner Schüssel, als ich mich ihm gegenüber aufs Sofa fallen ließ. »Ist meine Portion in der Küche?«

Er verzog das Gesicht. »Ähm, tut mir leid, nein. Ich dachte, du wärst schon ins Bett gegangen. Ich hab dir nichts übrig gelassen.«

»Oh.« Unerklärlicherweise spürte ich, wie mir von neuem Tränen in die Augen stiegen. »Okay. Kein Problem.«

Er sah mich verwirrt an. »Weinst du etwa?«

»Ich bin bloß sehr müde und hungrig«, flüsterte ich.

Er atmete tief aus und stellte die Schüssel neben sich auf den Teppich. »Das war keine böse Absicht, Sally. Ich dachte wirklich, du schläfst schon. Woher sollte ich denn wissen, dass du noch nichts gegessen hast? Ich mach dir *sofort* auch was.« Er stand auf.

»Spar dir die Mühe.« Ich schüttelte den Kopf. »Bis die Nudeln fertig sind, ist es halb neun, und dann ist Theo ohnehin wieder wach.«

Er machte eine hilflose Geste. »Und was willst du, das ich jetzt tue?«

»Nichts. Ich möchte nicht, dass du irgendwas tust.« Einen Moment lang starrte ich mit glasigem Blick auf den Fernseher, während ich die Energie aufzubringen versuchte, in die Küche zu gehen und mir das Müsli zu holen, das ich eigentlich ohnehin essen wollte. Davon ging die Welt nicht unter. »Iss einfach deine Pasta.«

Er setzte sich wieder hin. »Ich hab's kapiert, okay? Alles, was ich mache, ist falsch. Ich bin für dich und Chloe ein steter Quell der Enttäuschung.«

Ich schaute träge zu ihm rüber. Was brabbelte er da gerade von einem Quell der Enttäuschung? »Sind bloß Spaghetti. Iss einfach dein Essen.«

»Nein, jetzt mag ich nicht mehr. Du kannst es haben.« Er schob mir die Schüssel zu.

»Sei nicht albern«, sagte ich. »Iss deine Nudeln.«

»Aber du meinstest doch gerade, dass du Hunger hast! Offensichtlich hättest du sie ja gern, sonst würdest du schließlich nicht immer wieder sagen: ›*Iss einfach deine Pasta.*‹ Also nimm sie. Na, los.«

»Oh, mein Gott! Ich *will* sie aber nicht!«, explodierte ich.

»Und warum machst du dann so ein Theater darum, dass ich dir nichts aufgehoben habe? Wolltest du damit bloß deutlich machen, dass ich mal wieder nicht an *dich* gedacht habe?« Er lehnte sich auf dem Sofa zurück und hielt sich die Hände an den Kopf, als er flüchtig zur Decke aufschaute. »Jesus Maria – ich kann das alles nicht mehr ertragen!«

»Was *genau* kannst du nicht mehr ertragen?«, sagte ich mit gefährlich schneidender Stimme, bereit, den altbekannten »Ich weiß, dass du momentan viel Stress bei der Arbeit hast, aber es ist nicht fair, das an mir und den Kindern auszulassen«-Sermon anzustimmen.

»Na, das hier!«, sagte er und wies um sich herum, vermutlich, um zu verdeutlichen, dass er damit *alles* meinte. »Früher hab ich Dinge unternommen. Hab mich mit Leuten getroffen. Wir sind mit Freunden ausgegangen. Wir haben Zeit zusammen verbracht. Ich fühle mich wie ein Einsiedler und hab das Gefühl, mein Leben rauscht einfach nur so an mir vorbei. Bald werde ich zu alt zum Radfahren sein, zum Klettern und zum ...«

»Wann bist du denn *jemals* geklettert?«, sagte ich ungläubig.

»Der Punkt ist, dass das hier angeblich die besten Jahre meines Lebens sein sollen.«

»Mir war gar nicht bewusst, dass die Kinder und ich dich von so vielen Dingen abhalten. Wir haben gerade ein zweites Baby bekommen, Matthew. Ich meine, mal ernsthaft, was dachtest du denn, wie es werden würde? Erinnerst du dich nicht mehr daran, wie es war, als Chloe noch klein war?«

»Sei gefälligst nicht so herablassend!«, knurrte er. »Ich glaube nicht, dass du verstehst, wie das alles für mich ist; dieser

gewaltige Druck, für alles geradezustehen – jetzt, wo wir bloß noch ein Einkommen haben –, obwohl das Haus dringend auf Vordermann gebracht werden müsste, und ...«

»Okay, du willst damit sagen, dass du *buchstäblich* dabei bist durchzudrehen«, sagte ich energisch und setzte mich ein bisschen aufrechter hin. »Das Geld für das Haus haben wir nach dem Verkauf der Wohnung auf der Bank liegen, wo es nur darauf wartet, dass wir endlich die Kurve kriegen und uns um alles Nötige kümmern. Montag in einer Woche kommt der Bauunternehmer vorbei. Tut mir leid, dass ich nicht eher dazu gekommen bin, aber ich muss mich um ein ziemlich umtriebigenes Baby kümmern, das *niemals* schläft, und außerdem auch noch um eine Vierjährige. Ja, wir beziehen momentan bloß ein Gehalt, aber wir wussten doch, worauf wir uns da einlassen. Genau darum haben wir das Geld beiseitegelegt – um das auszugleichen. Schon vergessen?«

Er blickte zu Boden und sagte leise: »Nein, natürlich nicht.«

»Hör zu, ich weiß, dass deine Arbeit momentan ziemlich nervenaufreibend ist.« Ich versuchte, uns wieder in die Spur zu bringen. »Aber trotz allem dürfen wir nicht all das *Gute* in unserem Leben aus den Augen verlieren. Wir haben ein Haus, das einfach toll sein wird, sobald es fertig ist. Ja, im Augenblick ist das hier der reinste Siebzigerjahre-Albtraum, und bis in die Stadt ist es ein ganzes Stück weiter, als uns lieb wäre, aber es wird trotzdem super. Du hast zwei großartige Kinder. Theo *wird* irgendwann richtig schlafen, glaub mir. Wir müssen einfach bloß noch ein bisschen durchhalten und ...«

»Spar dir die aufmunternden Worte, Sally«, unterbrach er mich rüde. »Ich weiß das alles. Ich versuche nur, zu ...«

»Tja, wenn du das alles wirklich weißt, dann hör auf zu jammern, reiß dich zusammen und benimm dich wie ein

Mann.« Ich verlor die Geduld – ich war schlichtweg zu erschöpft, um Matthew, der mit Druck noch nie gut umgehen konnte, noch länger mit Samthandschuhen anzufassen, wie ich es früher während unserer Ehe so oft getan hatte.

»Ich soll mich wie ein Mann benehmen?«, wiederholte er langsam. »Magst du mich eigentlich überhaupt noch, Sally?«

»Oh, bitte, erspar mir das ...« Ich sackte müde nach hinten. »Ich. Habe. Dafür. Jetzt. Keine. Kraft.«

»Sag es mir«, beharrte er. »Ich meine, wir haben keinen Sex, wir umarmen uns nicht, wir ...«

»*Oh mein Gott!*« Ich vergrub frustriert den Kopf in den Händen. »Wir haben ein sechs Monate altes Baby, verflucht noch mal! Natürlich haben wir keinen Sex! Aber wenn dein Leben wirklich *so* scheiße ist, Matthew, und du *dermaßen* unglücklich bist, warum haust du dann nicht einfach ab? Pack deine Sachen und verschwinde.«

»Vielleicht sollte ich das tatsächlich tun!«, blaffte Matthew zurück. »Vielleicht könnte ich mit einer anderen ja sogar *glücklich* werden!«

Ich keuchte vernehmlich – und dann schien die Welt mitten in der Bewegung zu erstarren. Wir sahen einander an und waren uns beide darüber im Klaren, dass gerade eine Grenze überschritten worden war. Unwillkürlich, wie aus dem Nichts, musste ich plötzlich an die arme Spinne denken, die so verzweifelt versucht hatte, sich irgendwo in Sicherheit zu bringen.

»Das hätte ich nicht sagen sollen«, wandte er hastig ein. »Natürlich will ich bei dir und den Kindern sein.«

Ich entgegnete nichts darauf. Ich war einfach nicht dazu imstande. Es war eine Sache, nach einem Streit im Internet nach Wohnungen zu suchen, die ich mir allein mit den Kindern

leisten konnte – das hatte ich schon einige Male gemacht, und in letzter Zeit noch viel öfter, wenn Matthew in besonders pampiger Stimmung war und ich mir einredete, dass ich ihn im Grunde nur noch hasste, aber ich wusste, dass das ganz normal war. Das hier hingegen war eine vollkommen andere Liga.

»Vielleicht könntest du mit einer anderen ja sogar glücklich werden?«, wiederholte ich fassungslos. »Diskutieren wir allen Ernstes darüber, uns zu trennen – wegen einer Schüssel *Spaghetti*?«

»Nein.« Er rieb müde seine Schläfen. »Natürlich trennen wir uns nicht.«

Aus dem Lautsprecher des Babyfons drang das vertraute Geräusch von Theo, der zu weinen begann, und ausnahmsweise einmal war ich dankbar für sein Geplärre. »Ich sollte besser nach ihm sehen«, sagte ich, sprang rasch auf und floh.

Als Theo schließlich versorgt war und ich sein Zimmer verließ, um mein Nachthemd anzuziehen und das bisschen Make-up zu entfernen, das ich noch trug, waren sämtliche Lichter im Haus aus. Wie üblich hatte sich Matthew im Gästezimmer schlafen gelegt. Er hasste es, dass ich das Babyfon auf dem Nachttisch neben unserem Bett liegen hatte, und beharrte darauf, dass das Gerät ihn die ganze Nacht wach halten würde, ohne auf meine Beteuerungen einzugehen, dass das bloß vorübergehend sei, während Theo und ich uns daran gewöhnten, in unterschiedlichen Zimmern zu schlafen.

Ich schaute nach Chloe, deckte sie wieder vollständig mit ihrem Federbett zu und strich ihr sanft die heißen, verschwitzten kleinen Locken aus dem Gesicht. Sie roch wie ein Hamster. Ich schlich ins Schlafzimmer und legte mich so leise wie möglich ins Bett. Ich hatte keine Ahnung, wie es sein

konnte, dass die Dinge so sehr eskaliert waren – wegen einer Nichtigkeit. Allerdings stand außer Frage, dass Matthew und ich uns unbeabsichtigt auf wirklich gefährliches Terrain manövriert hatten.

Ich griff nach meinem Handy und schrieb: Was ich heute Abend gesagt habe, tut mir leid. Dann wartete ich.

Mir auch

Das war alles? Und meinte er damit, dass es ihm ebenfalls leidtat, oder bloß, dass auch ihm leidtat, was *ich* gesagt hatte?

Ich schlug die Decke beiseite und setzte mich auf. Vielleicht sollte ich einfach ins Gästezimmer gehen, damit wir uns persönlich beieinander entschuldigen und die Sache angemessen aus der Welt schaffen konnten. Ich streckte ein Bein aus dem Bett – und zögerte. Das Problem war, dass er dann vermutlich Sex haben wollen würde. Nein, er würde *mit Sicherheit* Sex haben wollen – und dazu war ich einfach zu kaputt. Für ihn mochte das vielleicht in Ordnung sein, schließlich konnte er sich danach einfach hinlegen und schlafen. Ich hingegen würde die ganze Nacht wach sein, um mich um Theo zu kümmern. Und obwohl ich mir dabei irgendwie schäbig vorkam, zog ich mein Bein wieder zurück, kuschelte mich unter meine Decke und schaltete das Licht aus.

Weniger als eine Minute später hörte ich, wie sich die Gästezimmertür mit einem leisen Quietschen öffnete. Die Dielen auf dem Treppenabsatz ächzten, dann wurde die Schlafzimmertür behutsam aufgeschoben.

»Sally?«, raunte er. »Schläfst du?«

Ich kniff die Augen fest zusammen und tat so, als täte ich das.

Er stieß ein kleines, resigniertes Seufzen aus – ehe er flüsterte: »Okay. Ich liebe dich *wirklich*. Das schwöre ich dir.

Gute Nacht.« Dann verzog er sich wieder ins Gästezimmer. Ich zögerte einen Moment und kam mir wie eine richtige Zicke vor, weil ich ihm nicht nachging, doch im Haus war endlich selige Stille einkehrt. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen – und schlief auf der Stelle ein.